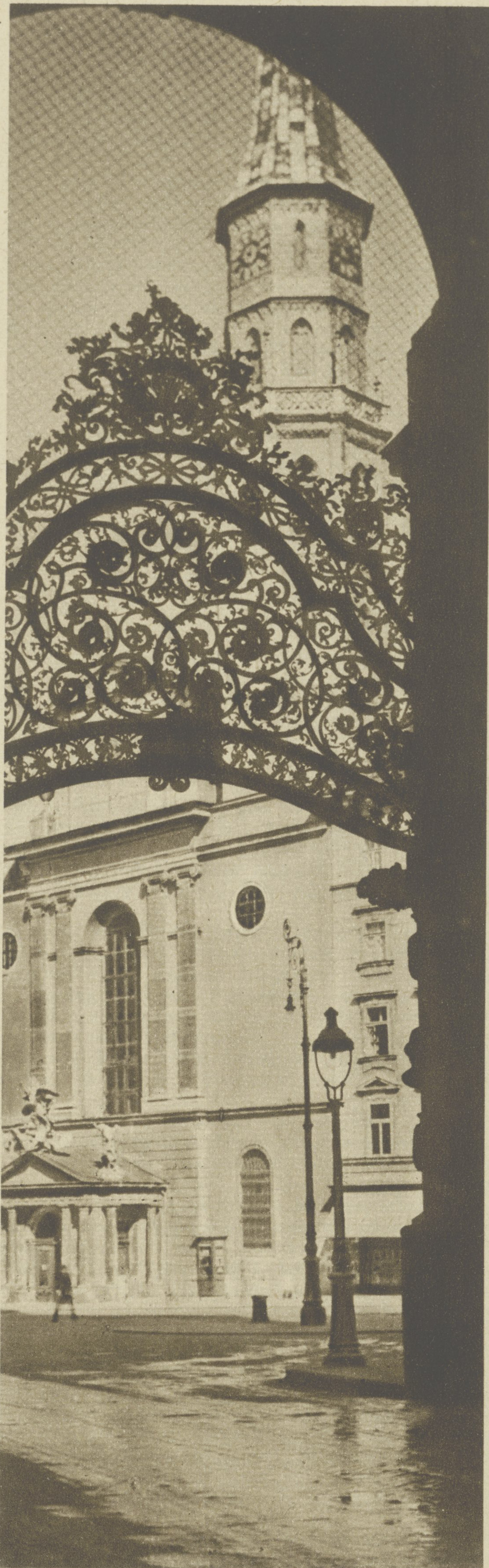


Das Wien der Fürsten und der Kirchen

Blick von der
Hofburg auf
den Michaeler-
platz



Aus der kaiserlich-königlichen Residenzstadt Wien ist die von einer Arbeitermehrheit verwaltete Hauptstadt einer Republik geworden. 1918 begann ein neues Kapitel in der Geschichte dieser Stadt, wenige Jahre später auch ein neues Kapitel ihrer Baugeschichte. Seit einem knappen Jahrzehnt sind die Arbeiter die Bauherren Wiens und sie haben ein neues Bauen mit neuen Mitteln und zu neuen Zwecken ins Werk gesetzt. Aber beinahe ein Jahrtausend lang vorher haben andere Mächte das Schicksal Wiens bestimmt — sein Stadtbild ist Stein gewordene Geschichte.

Zwei Grundtatsachen waren für die Entwicklung Wiens entscheidend. Die eine: Wien war, seit es war, Residenz. Mochten andere Städte ihre Gründung der günstigen wirtschaftlichen, der wichtigen strategischen Lage, ihren Aufschwung dem Fleiße ihrer Handwerksleute, der Tüchtigkeit ihrer Kaufherren verdanken — Wien trat erst ins Licht der Geschichte (wenn wir von dem soldatischen Vorspiel des unbedeutenden Römerlagers Vindobona absehen), als um 1100 herum das Geschlecht der Babenberger auf dem nahen Leopoldsberg seinen Sitz nahm und bald darauf unten in dem kleinen Landort Wienne einen Hof — noch heute heißt der Platz „Am Hof“ — zur Verwaltung seines Grundbesitzes errichtete. Den babenbergischen Markgrafen und Herzogen folgten die Habsburger, die als deutsche und dann als österreichische Kaiser in der Wiener Hofburg regierten. Wien entstand und wurde groß als Fürstensitz. Das war das eine. Das andere aber, was seine Entwicklung bestimmte, war die Kirche. Der Sitz des Römischen Kaisertums Deutscher Nation, die Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches wollte auch die erste Stadt der Christenheit sein. Und wichtiger noch als dieser mehr theoretische Anspruch war die Tatsache, daß das habsburgische Wien zum Damm wurde, an dem sich die Wogen der Reformation, die den Papismus in Europa und vor allem in den germanischen Ländern zu verschlingen drohten, brachen, daß es dann zum Bollwerk der Gegenreformation mißbraucht wurde und ein Hort des Katholizismus geblieben ist bis in die jüngste Zeit.

Babenberger und Habsburger, weltliche und geistliche Fürsten haben in Wien geherrscht und — gebaut.

Der Dom

Im Zentrum Wiens — beinahe mathematisch genau — liegt die Stephanskirche. 1147 weihte sie der Bischof von Passau, zu dessen Bistum das Babenbergerland damals gehörte — St. Stephan war der Patron der Diözese Passau. Von dieser ursprünglichen Kirche ist nichts mehr erhalten. 1258 fiel sie einem jener verheerenden Brände zum Opfer, die in den Chroniken der mittelalterlichen Städte immer wiederkehren. Der Neubau wurde sogleich — unter dem Böhmenkönig Przemysl Ottokar, der zwischen den Babenbergern und den Habsburgern über Österreich herrschte — begonnen. Aus dieser ersten Bauzeit stammt die zum Stephansplatz gewendete Fassade der Kirche mit dem sogenannten Riesentor und den beiden Heidentürmen — das bedeutendste Baudenkmal romanischen Stils in Wien. 1267 war die romanische Basilika Ottokars fertiggestellt. Aber was wir heute sehen, ist ein gotischer Dom. Viele Generationen, viele Baumeister haben daran gearbeitet, Jahrhunderte sahen auf seine Vollendung herab. Nicht nach vorgezeichnetem, auf dem Reißbrett ausgezirkeltem Plane, wie die pseudogotischen Bauten des vergangenen Jahrhunderts — das Rathaus, die Votivkirche sind Beispiele dafür in Wien — ist dieser Dom errichtet worden, sondern er ist gewachsen, organisch gewachsen im Wandel der Geschlechter, wie alle die großen gotischen Bauwerke des zu Ende gehenden Mittelalters, aus einem lebendigen Gefühl der Religiosität, an dem damals noch das ganze Volk teil hatte. Wenige Namen überliefert die Baugeschichte von St. Stephan. Die großartige Kirche ist ein Werk der

anonymen Gemeinschaft, das Werk eines gewaltigen Kollektivs von Baumeistern, Steinmetzen, Bauarbeitern bis zu den Kärnern hinab, die die Steine zuführten — zum höheren Ruhme Gottes. Und so deutlich jede Generation ihre eigene Baugesinnung in den von ihr geschaffenen Bauteil legte, so fügte sich doch alles, mag es im einzelnen noch so verschieden sein, zum harmonischen Ganzen und erfüllt den, der dieses heute vom Leben der modernen Großstadt umbrandete Bauwerk betrachtet oder in die halbdunkle Kühle seines mächtigen Innenraumes eintritt, mit dem starken Gefühl für die Größe dessen, was ferne Geschlechter aus ihrer längst fremd gewordenen Lebensform und Geistesart da für die Jahrtausende geschaffen haben.

Rund 160 katholische Kirchen gibt es in Wien. Einige wenige davon ragen wie St. Stephan aus dem Mittelalter, zum Teil noch mit romanischen Spuren, meist in gotischer Ausführung, in unsere Zeit. Aber sie wurden fast alle im Laufe der Jahrhunderte überarbeitet, vom Ungestüm des Barocks umgestaltet, später oft wieder mißverständlich „gereinigt“ und in eine kahle Schablonengotik gebracht, die ihr unsprüngliches Wesen nicht wiederzugeben vermag. Am lebendigsten hat sich noch der Stephansdom erhalten und so ist er nicht nur die größte, sondern auch die älteste Kirche in Wien — ein ragendes Denkmal der Macht der Kirche, das, aus einem noch ungebrochenen, ungespaltenen Christentum erwachsen, die weitere Entwicklung Wiens überschattete.

Die Burg

Auch die Wiener Hofburg ist im Laufe der Jahrhunderte entstanden. Mochten andere Fürstenhöfe in einem einmaligen, gewaltigen Aufschwung, wie aus einem Guß, errichtet worden sein — der Sitz des ältesten, zähesten und zeitweilig mächtigsten Herrschergeschlechtes Europas hat in den Wechselfällen der habsburgischen Geschichte ganz allmählich Gestalt und Ausdehnung empfangen. Dieses Wachstum durch die Jahrhunderte hindurch erscheint freilich nicht so organisch wie das des gotischen Domes, und das weitläufige, nur lose zusammenhängende, unübersichtliche Bauwerk, zu dem es schließlich gediehen, ist durchaus nicht harmonisch und einheitlich. Wohl enthält es Bauteile von imponierender Größe und architektonischer Schönheit, aber im ganzen schwebt doch über der Entstehungsgeschichte dieser habsburgischen Residenz ein Unstern, der diesem bei allem Prunk und stets schnell vorübergehendem Glanz im Grunde doch recht tragikomischen Fürstengeschlecht auch bei seinen sonstigen Unternehmungen zu leuchten pflegte. Ein Schuß Ironie ist schon dem Ursprung der Kaiserburg beigemischt, eine Blamage von katastrophalen Ausmaßen bildet den Abschluß ihrer Baugeschichte, der gar kein rechter Abschluß ist, denn eigentlich ist diese monströs weitläufige Burg immer Fragment geblieben — so wie das Monstrum dessen, was zuletzt Österreich-ungarische Monarchie hieß, in all seiner Weitläufigkeit, Unübersichtlichkeit, Zusammenhanglosigkeit nur Stückwerk geblieben ist, Stückwerk, dem keine Vollendung gewährt war. So wiederholt die Geschichte dieses habsburgischen Hauses in manchen bezeichnenden Einzelheiten die Geschichte der habsburgischen Hausmacht.

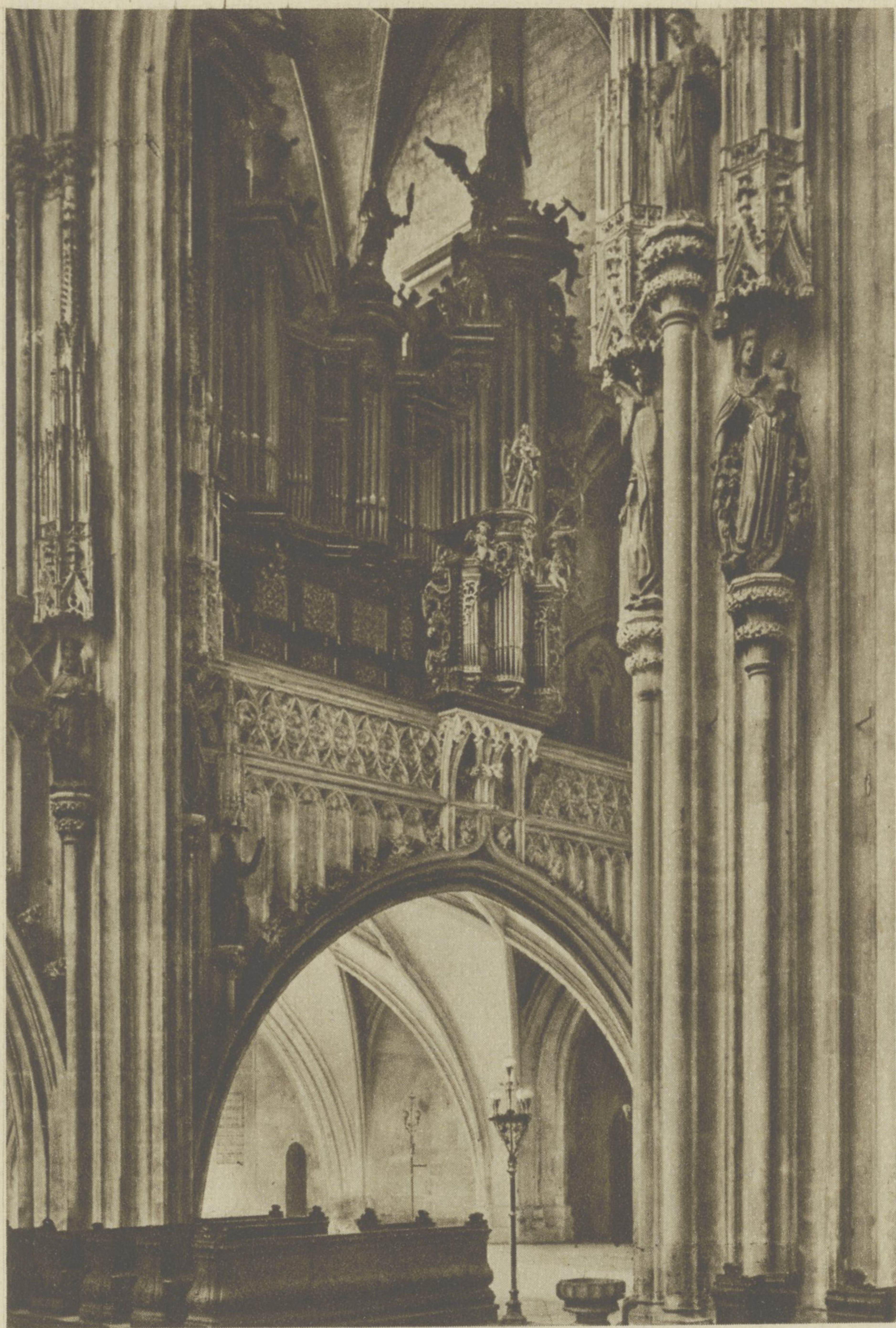
Die Ironie am Anfang: Die Habsburgerresidenz, sie wurde — kein k. u. k. Lesebuch erzählt davon! — von dem Böhmenkönig Przemysl Ottokar, dem großen Gegenspieler des ersten Habsburgers, gegründet. Freilich ist davon, wenigstens sichtbarlich, nichts mehr erhalten. Der älteste Bauteil der Burg ist die gotische Kapelle, die Kaiser Friedrich III. um 1450 weihen ließ. Hundert Jahre später entstand, unter italienischem Einfluß, das Schweizertor, eines der wenigen Baudenkmäler der Renaissance, die es in Wien gibt; es führt vom Inneren Burghof zum Schweizerhof und bildet den Abschluß des von Ferdinand I. erbauten Traktes. Gegenüber diesem Schweizerhof stand der alte Cillierhof; zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde er umgebaut und bekam nachmals den Namen Amalienhof; es ist ein kahler, uninteressanter Bau. Die Verbindung dieser beiden getrennten Gebäude wurde zwischen 1660 und 1670 unter Kaiser Leopold I. durch den sogenannten Leopoldinischen Trakt vollzogen. Ein massiges, regelmäßiges, flächig gegliedertes Gebäude, das wenig anspricht, aber im Vergleich zu dem noch mittel-



Turm des
Stephans-
domes

Phot.
Österreichische
Lichtbildstelle

Aus dem
Stephansdom:
Chor mit der
Riesenoriel



alterlichen Winkelwerk der älteren Burgteile doch eine neue monumentale Architektonik verrät, die dann, ein halbes Jahrhundert später, im Hochbarock unter Karl VI. ihre Triumphe feiert. Dieser Bauperiode entstammt der dem Leopoldinischen gegenüberliegende, kühn und edel gegliederte Reichskanzleitrakt und das großartige Gebäude der Hofbibliothek auf dem Josefsplatz (hinter dem Schweizerhof). Hier — und hier allein in ihrer großen, räumlichen wie zeitlichen Ausdehnung — erreicht die Habsburgerburg wirkliche Größe; hier vereinigt sich Kraft und Schönheit, genialer Gestaltungsdrang und strenger Formensinn, kühnes Wollen und gemeistertes Können zu bleibenden Schöpfungen der Baukunst.

Aber diese Größe — sie war von kurzer Dauer. Lang ehe vollendet war, was die Größten jener Zeit — vor allem Johann Bernhard Fischer von Erlach, der repräsentative Baukünstler des Hochbarocks — geplant hatten, war sie dahin. Erst anderthalb Jahrhunderte später, schon unter Franz Josef, schon an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, ging man daran, dem Burgbau, wenigstens gegen die Innere Stadt zu, einen Abschluß zu geben. Während aber frühere Generationen das, was sie bauten, aus ihrem eigenen Empfinden, in ihrem eigenen Stil bauten, konnte es im Zeitalter der Eisenbahn und der Börse, der Großstadt und des Kapitalismus keinen eigenen Stil mehr geben für kaiserliche Residenzen. So griff man auf die alten Pläne zurück und vermochte sie doch nicht getreu auszuführen, weil der Geist, aus dem sie entstanden waren, der Schlichtheit und Größe zu vereinigen wußte, ja nicht mehr lebte, weil man für den ausgehöhlten, monarchischen Popanz eine um so

prunkendere Fassade brauchte! Und so vergrößerte man diese alten Pläne, überbarockisierte das Barock und brachte in dieser Art endlich das Verbindungsstück zwischen dem Reichskanzleitrakt und der Winterreitschule, den Durchgang zum Michaelerplatz, zustande. Immerhin, das war notwendiges Flickwerk. Aber die sterbende Monarchie wollte der Welt doch noch einmal imponieren; die riesige Burg genügte den Ansprüchen der von Krise zu Krise schlitternden Habsburger nicht mehr: eine neue Burg mußte errichtet werden, weit glänzender, weit prunkvoller als die alte! Sie ist, obgleich man fast ein halbes Jahrhundert lang, von den siebziger Jahren angefangen, daran herumstümperte, niemals ganz fertig geworden. Immerhin, sie steht da: in mächtigen Bogen begrenzt sie den äußeren Burgplatz, der zu einem Kaiserforum hätte ausgestaltet werden sollen — denn Größenwahn kommt bekanntlich vor dem Fall! Immerhin trotz ihrer überladenen Protzigkeit mag die Fassade auf den ersten Blick durch ihre Quantität imponieren. Aber es verlohnt sich sehr, auch hinter die Fassade zu schauen und insbesondere jedem Fremden ist zu empfehlen, diese viel zu wenig bekannte Wiener Sehenswürdigkeit in ihrem Inneren zu besichtigen, in dem notdürftig untergebrachte Ämter und Museen ein licht- und luftloses Dasein fristen. Selbst Alfred von Baldaß schreibt in seinem sonst so überaus pietätvollen Führer durch Wien,● daß „hinter der glänzenden Fassade ein Gewirr ineinandergeschachtelter Räume entstand, von denen viele — wie die in ganz Wien traurig-berühmten, durch mehrere Stockwerke auftretenden dreieckigen Zimmer ohne Fenster — überhaupt für keinen Zweck zu brauchen sind“. Nicht jede Republik kann sich eines Erbstückes rühmen, das in so unübertrefflicher Weise die Impotenz ihres verflornten Herrscherhauses anschaulich macht!

● Compaß-Verlag, Wien 1928; ein von seiner unkritischen Einstellung zur Vergangenheit abgesehen, sehr gut brauchbares Handbuch für den Fremden; wer tiefer in die bau- und kunstgeschichtliche Entwicklung Wiens einzudringen wünscht, sei auf den vorzüglichen Band „Wien“ von Hans Tietze in der Sammlung „Berühmte Kunststätten“ des Verlages E. A. Seemann, Leipzig 1918, verwiesen.

Der Triumph des Barocks

Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts galt nur mehr der achte Teil der Bevölkerung Österreichs als katholisch. Selbst ein Habsburger neigte damals dem Protestantismus zu. Maxi-

Hofburg: Blick auf den Reichskanzleitrakt

Phot. Reiffenstein



milian II., den freilich die Aussicht auf die deutsche Kaiserkrone und die Hoffnung auf den spanischen Thron vom offenen Bekenntnis abhielt. Seine Nachfolger aber, insbesondere die beiden Ferdinande, verstanden es, ihre Untertanen wieder „katholisch zu machen!“ Zur „inneren Mission“, die vollenden sollte, was Feuer und Schwert begonnen hatten, wurden zahlreiche Ordensgenossenschaften ins Land gezogen: Karmeliter, Paulaner, Serviten, Barnabiter und andere mehr; vor allem aber die Jesuiten, der streitbare Orden der Gegenreformation. Zur Verherrlichung und Befestigung des wieder errungenen alleinseligmachenden Glaubens wurde Kloster auf Kloster, Kirche auf Kirche errichtet — in der neuen prächtigen Bauart, die dem armen, eingeschüchterten Volke die Macht und den Glanz der triumphierenden Kirche unwiderstehlich vor Augen führen sollte, im „Jesuitenstil“, dem Barock. Da zeigten sich die sonst so knauserigen Habsburger freigebig, und Jahr um Jahr erstand ein neues kirchliches Bauwerk in Wien. Die Not des Dreißigjährigen Krieges konnte diesen frommen Baueifer kaum hemmen. Allmählich nur setzte sich der neue Stil durch; noch nicht in der eigenartigen Franziskanerkirche (1603 bis 1611), schon völlig in der Jesuitenkirche an der alten Universität (1625), deren Typus dann in den vielen Wiener Kirchenbauten der nächsten Jahrzehnte weiterentwickelt wurde. Wohl die originellste und schönste Schöpfung dieser Zeit des Frühbarocks ist die Fassade der in ihrem Kern gotischen Kirche zu den neun Engelschören am Hof.

1683 wurde das Heer des Sultans vor den Toren Wiens vernichtet. Die Türkengefahr, die zwei Jahrhunderte hindurch dräute, war gebannt. Wien hatte sich als Bollwerk der abendländischen Christenheit erwiesen. Das Hochgefühl dieses Triumphs gab den nun folgenden Jahrzehnten das Gepräge. Die Kaiser — Leopold I., Josef I. und insbesondere Karl VI. — waren darauf bedacht, ihre Hoheit und Würde großartig zu betonen: sie umgaben sich mit dem spanischen Hofzeremoniell, sie gestalteten die Hofburg aus, ja die ganze Stadt sollte würdige Folie ihrer Residenz werden. Der zentralisierende Absolutismus, der sich immer mehr durchsetzte, brauchte Amtsgebäude — die Hofkanzleien wurden damals errichtet. Der Adel zog nach Wien an den Hof — prächtige Paläste entstanden in den Mauern der alten Stadt und nicht minder prächtige Sommerpaläste draußen jenseits des Befestigungsgürtels, den Wien nun, da von den Türken keine Gefahr mehr drohte,



Portal
im Palais
Liechtenstein
Phot.
Reiffenstein

rasch übersprang: geräumige Vorstädte blühten rings um die enge, mittelalterliche Stadt auf.

Eine wahre Bauleidenschaft hatte damals die Herrschenden erfaßt. Kaiser, Adel und Kirche wetteiferten darin, stolze Bauwerke von ihrer Macht und ihrem Glanz zeugen zu lassen. Und die gewaltige Aufgabe fand Männer, die sie meisterten. Den Hauptmeister des österreichischen Hochbarocks, Johann Bernhard Fischer von Erlach, haben wir bereits erwähnt. Er hat dem Kaiser nicht nur den neuen Burgtrakt und das Bibliotheksgebäude entworfen, sondern auch die Sommerresidenz Schönbrunn, die freilich erst unter Maria Theresia und mit nicht unwesentlichen Abänderungen fertiggestellt wurde. Er hat dem Adel viele Paläste gebaut, die eine dauernde Zierde Wiens bleiben, so das berühmte Winterpalais des Prinzen Eugen und das Sommerpalais des Fürsten Schwarzenberg. Sein köstliches Hauptwerk aber ist die Karlskirche, wohl die schönste Kirche Wiens, mit ihrer phantasievollen und doch so ganz beherrschten Fassade und dem aus dem Oval in harmonischer Klarheit gestalteten, von der Kuppel ins Unendliche gehobenen Innenraum. Und groß genug, um neben diesem genialen Baukünstler nicht zu verschwinden, ist auch der zweite Meister jener Zeit: Lukas von Hildebrand. Auch er hat viel in Wien gebaut; seine Hauptwerke sind das Palais Kinsky in der Herrngasse und das wundervolle Belvedere, das den Garten zwischen seinen beiden getrennten Bauteilen in die architektonische Gestaltung einbezieht und heute noch, über das baukünstlerisch Bedeutsame hinaus, den seltenen Anblick eines unversehrten Barockparkes bietet. Es wurde als Sommerresidenz für

Schönbrunn

Phot. Reiffenstein



den Feldherrn Prinz Eugen gebaut; denn damals lag weit außerhalb der Stadt, zwischen Hutweiden und Weingärten, was längst von der Großstadt eingeschlossen ist. In den Schulgeschichtsbüchern wurde jene Zeit um die Wende des 18. Jahrhunderts gern das „Heldenzeitalter der Monarchie“ genannt. Das mochte einigermaßen übertrieben sein. Aber es war sicherlich ein großes Bauzeitalter. So sehr die „österreichische Barockkultur“ auch von den Schwarzgelben überschätzt und tendenziös übertrieben wird, in der Baukunst hat sie Großes hervorgebracht. Nicht zuletzt deshalb freilich, weil die vorangegangene Habsburgerzeit so unschöpferisch war, konnte das Barock auf dem lange brachgelegenen „ausgeruhten“ Boden Wiens und Österreichs so üppig in die Halme schießen. Es konnte hier niemals wie in Ländern mit großer Vergangenheit als eine Entartung der Renaissance angesehen werden, denn Wien hatte kein Bauzeitalter der Renaissance hinter sich. Das kam nun dem Barock zugute, das sich hier so gar nicht „barock“, sondern, mitbestimmt wohl auch durch die persönliche Wesensart Fischers von Erlach, zu geradezu klassischen Formen entwickelte. So ist das kunstgeschichtliche Bild Wiens im wesentlichen durch das Barock bestimmt. Großes und Bleibendes ist damals geschaffen worden, dem wir unsere Bewunderung nicht versagen wollen. Nur freilich, eines mag jeder bedenken, der heute bewundernd vor einem der Bauwerke dieser vergangenen Zeit steht: das Große und Schöne, was diese alte Zeit hervorgebracht hat, ist bestehen geblieben, das Niedrige und Häßliche ist verschwunden. Der prächtige Palast steht da — die Erdhütten ringsum, in denen das Volk in jenem Heldenzeitalter hausen mußte, sind längst verfallen! Und die blutigen Groschen, die die Städter steuern, die harten Frondienste, die die Bauern leisten mußten, auf daß der Kaiser und die Kirche und die Fürsten ihre stolzen Prunkgebäude errichten konnten — davon reden die Steine nicht, deren edle Formen den Triumph des Barocks verkünden!

Verfall und Verheißung

1857 fielen die Basteien, die Wien viel zu lange umschnürt und in die heutige Innere Stadt gezwängt hatten. Nun konnte die Entwicklung zur modernen Großstadt einsetzen. Das Bürgertum kam zu Wort. Aber es war in der Hof- und Residenzstadt Wien devot und dienstfertig gewohnt gewesen, seine Lebensformen stets dem allerhöchsten Kaiserhaus und einem hohen Adel abzugucken. So konnte es auch jetzt nicht eine eigene, selbstbewußte Formensprache entwickeln — es sprach nach, was vergangene Zeiten gesprochen hatten. Seine Wohnhäuser errichtete es im Stile der Adelspaläste der Renaissance, dann auch des Barocks; für seine Repräsentationsbauten suchte es die Bauformen aus allen Zeiten zusammen — man war ja gebildet, kannte sich aus in der Kunstgeschichte! So entstand auf dem Grunde der aufgelassenen Festungsglaciés die Ringstraße, immerhin imponierend durch Weiträumigkeit und Monumentalität. „Kaiserliche Huld“ hat auch noch über dieser bürgerlichen Bauperiode gewaltet: der erste Ringstraßenbau, die Votivkirche, und der letzte, das Burgtheater, sind mit vielen anderen dazwischen höfischen Ursprungs. Sie alle sind auf äußerliche Prachtentfaltung abgestimmt; sie mußten vor allem imposant, pompös, „majestätisch“ sein, ihre Bestimmung wurde erst in zweiter Linie berücksichtigt und oft genug vernachlässigt, wie bei den grandios-protzigigen, aber ganz unzweckmäßigen Hofmuseen, dem Burgtheater mit seiner schlechten Akustik, der raumverschwenderischen

Universität — von dem Jammerbau der neuen Burg ganz zu schweigen. Aus dieser auf äußeren Effekt bedachten Gesinnung sind auch die vielen Denkmäler entstanden, mit denen Wien nun überschwemmt wurde. Vordem errichtete man Statuen und Bildwerke in den Straßen und auf den Plätzen zur Ehre Gottes und seiner Heiligen. Jetzt aber verherrlichten die Habsburger sich selber in Stein und Bronze und ließen sich von der ergebenen Bürgerschaft verherrlichen auf barock dahinsprengendem Pferde oder mit dem Zepter auf hohem Throne.

Zugleich mit der Entstehung der Prunkarchitektur in den Nobelvierteln aber begann sich draußen in den langen Vorstadtstraßen Zinshaus an Zinshaus zu reihen, an der Fassade beklebt mit schäbigem Zierat, der noch irgendeinen Stil vortäuschen sollte, im Innern aber Wohnung an Wohnung — Zimmer, Küche; Zimmer, Küche; Zimmer, Küche —, Tür an Tür, die Wasserleitung auf dem Gang, der Abort auf dem Gang, mit engen Lichthöfen, kahl und dumpf, ausgenützt in jedem Winkel — denn hier drinnen machte man niemand mehr was vor, hier herrschte nur mehr der eine „Stil“ bedenkenloser Raffgier! Das war ja in all den in den Kapitalismus hineinwachsenden Städten so ähnlich, aber in Wien war die Wohnungsschande besonders arg, der Kontrast zwischen den Prunkvierteln der Vornehmen und den öden Quartieren des Proletariats besonders groß. Auch anderwärts war das Bürgertum des 19. Jahrhunderts nicht fähig, aus seiner eigenen Lebensform den neuen, der Zeit der Großstadt und der Technik gemäßen Baustil zu entwickeln; aber kaum irgendwo ist es den Vorläufern des Neuen mit so borniertem Haß begegnet wie in Wien. Otto Wagner, der geniale Baukünstler, der als erster den neuen Baustil aus der neuen Baukonstruktion herauszubilden versuchte, stieß auf Ablehnung und Gleichgültigkeit, wurde Dutzendarchitekten hintangestellt und konnte nur sehr wenig von dem ausführen, was er plante. Und als Adolf Loos kurz vor dem Krieg auf dem Michaelerplatz ein Haus baute, das auf alle Ornamentik verzichtete und — der Hofburg gegenüber! — ein schlichtes und stolzes Haus des 20. Jahrhunderts zu sein wagte, da umbrandete ihn die Wut des Wiener Bürgertums so heftig, daß sein Werk nur um ein Haar der Verunstaltung entging.

Heute ist es unbestritten. Der moderne Baugedanke ornamentloser Zweckschönheit ist Allgemeingut geworden. Mit dem Sturz seines Herrscherhauses zugleich verlor auch das unschöpferische Wiener Bürgertum die Herrschaft über die Stadt. Die Arbeiterklasse aber, die heute in Wien baut, ist dem Neuen aufgeschlossen. Sie baut nicht mehr im Dienste der Fürsten und der Kirche, nicht mehr im Dienste des Großbürgertums und der Hausagrarien — sie baut für sich selbst: Wohnhäuser, Kinderheime, Schulen, Gärten. Was sie in diesen wenigen furchtbar schweren Jahren der Kriegsfolgen, der Inflation, der Wirtschaftskrise schon geschaffen hat, das verheißt ein neues Bauzeitalter nicht minder großartig, aber ungleich segensreicher als jenes vor zweihundert Jahren. Die fünfzigtausend hellen, luftigen, gesunden, billigen Wohnstätten für freie Menschen — sie wiegen mehr in der Waagschale der Geschichte als der Dom und die Burg dazu. Und diese Denkmäler, die die Wiener Arbeiterklasse ihren großen Männern errichtet, sie sind nicht toter Stein und kaltes Erz: sie sind belebt und sie wirken in die Zukunft, die jene Großen vorbereitet haben und die wir vollenden werden! Das Wien der Fürsten und der Kirchen ist Museum und Vergangenheit. Das neue Wien, das Wien der Arbeiterklasse ist Zukunft und Verheißung. **Johann Hirsch**